

Aus:

DANIELA HAMMER-TUGENDHAT, CHRISTINA LUTTER (Hg.)

Emotionen

Zeitschrift für Kulturwissenschaften, Heft 2/2010

Oktober 2010, 96 Seiten, kart., 8,50 €, ISBN 978-3-8376-1578-4

Das Thema »Emotionen« hat in der Wissenschaft und deren populärer medialer Rezeption Hochkonjunktur. Die öffentlichen Debatten scheinen von Psychologie, Kognitions- und Neurowissenschaften dominiert. Doch auch wenn den »Naturwissenschaften« Messverfahren zur Verfügung stehen, die den »Kulturwissenschaften« verschlossen sind: Emotionen werden immer nur über Sprache und andere Repräsentationen (z.B. Gestik) »übersetzt« zugänglich und sind nicht von ihrer kulturellen Vermittlung ablösbar.

Das Heft setzt sich disziplinenübergreifend mit den kulturwissenschaftlichen Möglichkeiten auseinander, »Emotionen« historisch zu kontextualisieren. Im Debattenteil werden die Chancen eines Dialogs zwischen »Kultur-« und »Naturwissenschaften« diskutiert.

Daniela Hammer-Tugendhat ist Professorin für Kunstgeschichte an der Universität für Angewandte Kunst Wien.

Christina Lutter ist Professorin für Österreichische Geschichte an der Universität Wien.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

www.transcript-verlag.de/ts1578/ts1578.php

Inhalt

Emotionen im Kontext. Eine Einleitung	7
<hr/>	
DANIELA HAMMER-TUGENDHAT/CHRISTINA LUTTER	
<i>angest/vorhte</i> – literarisch. Möglichkeiten und Grenzen der Emotionsforschung zwischen Text und Kontext	15
<hr/>	
ANNETTE GEROK-REITER	
Emotionen in Händels Musiktheater	23
<hr/>	
JAN ASSMANN	
Liebe ohne Leib? Anmerkungen zur Gefühlsgeschichte bürgerlicher Vaterschaft im 19. Jahrhundert	33
<hr/>	
NINA VERHEYEN	
Empathie und Schock: Effekte von Totenfotografien	41
<hr/>	
KATHARINA SYKORA	
Gefühlsblindheit oder von der Schwierigkeit, Gefühle wissenschaftlich zu erklären	51
<hr/>	
MARIE-LUISE ANGERER	

DEBATTE: KULTIVIERTE NEUROCHEMIE UND UNKONTROLLIERTE KULTUR

Über den Umgang mit Gefühlen

in der psychopharmakologischen Halluzinogenforschung

61

NICOLAS LANGLITZ

Repliken auf Nicolas Langlitz und eine Gegenantwort

MALEK BAJBOU: Kulturlose affektive Neurowissenschaften oder kulturadjustierte Neuropsychopharmakologie? 71 | LUDWIG JÄGER: Störvariable *Kultur*. Anmerkungen zu Nicolas Langlitz' Text »Kultivierte Neurochemie und unkontrollierte Kultur« 74 | BORIS B. QUEDNOW: Tyrannische Neurobiologie und unterdrückte Kultur des psychotropen Erlebens 79 | NICOLAS LANGLITZ: Kultivierte Neurochemie. Replik 84

Die Autorinnen und Autoren

89

Emotionen im Kontext.

Eine Einleitung

DANIELA HAMMER-TUGENDHAT/CHRISTINA LUTTER

Seit geraumer Zeit erleben wir einen »Affektboom«, der weite Bereiche des medial-öffentlichen und verschiedene Felder des wissenschaftlichen Diskurses erfasst hat. Eindrucksvolle Beispiele für Umfang und fachliche Reichweite wissenschaftlicher Großprojekte im deutschsprachigen Raum sind etwa der Exzellenzcluster an der Freien Universität Berlin *Languages of Emotion* oder das *Center for the History of Emotions* am Max-Planck-Institut für Bildungsforschung in Berlin.¹ Die Technologien der Neuen Medien scheinen nicht nur die Kommunikation, sondern auch das affektive Leben der Individuen verändert zu haben. Angesichts von Manipulations- und Überwältigungsstrategien in vielen Medien und insbesondere in der affektiven Inszenierung von Politik wird die Notwendigkeit einer kritischen Reflexion der aktuellen Affekteuphorie besonders dringlich. Der Affektdiskurs wird wesentlich durch die Forschungen der Kognitions- und Neurowissenschaften, besonders der Neuropsychologie und der Neurobiologie (Damasio u.a.) bestimmt. Da die Biowissenschaften zu einer Art Leitwissenschaft geworden sind, scheint uns gerade auch eine verstärkte Auseinandersetzung mit dem Thema seitens der Kulturwissenschaften unerlässlich. Die kontrovers geführte Diskussion zu Affekten ist so unübersichtlich und heterogen wie die involvierten Wissenschaftsfelder und -disziplinen. Sie berührt mehrere, durchaus unterschiedliche Problemfelder, die durch Fragen nach dem Verhältnis von Physis und Psyche, von Sprache und der Möglichkeit vorsprachlicher Erfahrung, von Emotion und Kognition, von anthropologischer Universalität und kultureller Bedingtheit, um nur einige zu nennen, abgesteckt werden.

1 <http://www.languages-of-emotion.de>; <http://www.mpib-berlin.mpg.de/en/forschung/gg/index.htm>.

In der Frage des Verhältnisses von Rationalität und Emotionalität können die Erkenntnisse der Neurobiologie für die Geistes- und Kulturwissenschaften produktiv gemacht werden. Die moderne Neurobiologie hat bekanntlich die enge Verbindung von Kognition und Emotion im menschlichen Gehirn festgestellt. Die Geisteswissenschaften haben demgegenüber, insbesondere im Laufe des 20. Jahrhunderts, Emotionen dezidiert als subjektive Störungselemente aus Erkenntnisprozessen ausgegrenzt. Dies ist höchst aufschlussreich, sowohl für ein westliches Wissenschaftsverständnis wie für den Umgang mit Affekten, insbesondere, wenn man bedenkt, dass diese Trennung weder in der Antike, etwa bei Aristoteles, noch in der Frühmoderne, beispielsweise bei Descartes (den man meist falsch zitiert), oder im 18. Jahrhundert gezogen worden ist. Emotion wurde in der Moderne auch in jenen Wissenschaften oft ausgeblendet, deren Untersuchungsobjekte explizit Emotionen repräsentieren beziehungsweise diese evozieren wie die Literatur-, Kunst-, Musik- oder Filmwissenschaften. In der Kunstgeschichte beispielsweise haben alle wirkungsmächtigen Methoden, die sich im Laufe des 20. Jahrhunderts durchgesetzt haben, bei aller Unterschiedlichkeit den Bereich der Emotion radikal negiert: die Ikonologie (das Erbe Warburgs missachtend), die Formanalyse seit Wölfflin, die Sozialgeschichte (Freedberg 2008: 23). Literatur-, Kunst- und Medienwissenschaften, welche die Emotionen in ihre Analysen einbeziehen, können nun (ironischerweise) gegenüber einer großteils immer noch »emotionsresistenten« Wissenschaft und Ästhetik getrost auf die Neurobiologie verweisen.

Seit dem ausgehenden 18. Jahrhundert wurde die Dichotomie Ratio versus Emotion zunehmend geschlechtsspezifisch codiert und hierarchisiert. Die disziplinenübergreifende Geschlechterforschung hat dementsprechend im Zuge einer Öffnung zu Inter- und Transdisziplinarität besonders dazu beigetragen, dass sich nun auch kulturwissenschaftliche Disziplinen mit Emotionen befassen (Flick/Hornung 2009).

Kontrovers wird dabei besonders die Frage kultureller Bedingtheit von Emotionen diskutiert: Sind sie anthropologische Konstanten, allen Menschen zu allen Zeiten eigen, signalisieren sie gleichsam den basalen Kern des Menschen, der uns alle verbindet? Aktuelle Theorien legen dies mit Berufung auf die Neurowissenschaften nahe (für eine Kritik siehe z.B. Angerer 2007). Demgegenüber vertreten wir als KulturwissenschaftlerInnen, dass Emotionen grundsätzlich immer auch kulturbedingt sind, abhängig vom Normen- und Wertesystem einer Gesellschaft, historisch und geografisch unterschiedlich, aber auch gender- und schichtenspezifisch differenziert. Scham beispielsweise ist mitnichten eine anthropologische Konstante: Die Gründe, weshalb ich mich in welchen Situationen schämen soll, variieren je nach kultureller Rahmung und deren Ausdifferenzierung in verschiedenen gesellschaftlichen Feldern. Wer entscheidet, welche Emotionen für wen in welchen Situationen akzeptabel und ausdrückbar sind? Dieselbe Emotion, etwa Stolz, kann in derselben Sozietät unterschiedlich gewertet werden: In europäischen mittelalterlichen Gesellschaften kann Stolz im Sinn von »Ehre« positiv oder im Rahmen christlicher Moralvorstellungen als »Hochmut«

negativ sowie milieu-, geschlechts- oder schichtspezifisch unterschiedlich gewertet werden. Das jeweilige Normensystem und die kulturellen Muster und Konventionen »emotionaler Gemeinschaften« wirken dabei zurück auf die individuelle Erlebnisweise (Rosenwein 2006; Lutter 2010). Denn auch subjektive Erfahrungen sind nicht »authentisch«, sondern kulturell geformt (Scott 1991). Es stellt sich daher die Frage, wie sinnvoll es überhaupt ist, »primäre« von »sekundären« Emotionen zu scheiden, also Erstere als genetisch, biologisch bestimmt, Letztere als kulturell codierte Emotionen, denen immer ein hoher Deutungsanteil inhärent ist. Denn zum einen reduziert ein derartiger Zugang »Biologie« auf einige wenige Aspekte ihrer komplexen Erscheinungsformen. Zum anderen ist zu fragen, inwieweit nicht auch körperliche Sensationen durch jeweils kulturelle Deutungen verändert werden: Derselbe Schmerz bewusst und vorbereitet als Geburtsschmerz wahrgenommen, »fühlt« sich anders an, als ginge die betroffene Person in Unkenntnis ursächlicher Zusammenhänge von einer tödlichen Krankheit aus.

Gegenwärtig ist, theoretisch legitimiert durch so unterschiedliche Autoritäten wie Gilles Deleuze oder VertreterInnen der Biowissenschaften, eine Sehnsucht nach unmittelbarer Erfahrung und einem sprachunabhängigen Wissen über die Wahrheit des Affekts zu beobachten (Angerer 2007). Der Vorstellung sprachunabhängiger Affekte sei entgegengehalten, dass Emotionen immer nur über Sprache und andere Formen kultureller Repräsentationen ausdrückbar und vermittelbar sind, wie sie ihrerseits durch Sprache und Repräsentationen (Codes) geformt werden. Als (Kultur-)WissenschaftlerInnen haben wir es daher immer mit Repräsentationen zu tun, seien sie sprachlich, visuell oder akustisch, seien sie gegenwärtig oder historisch. Emotionen sind immer nur näherungsweise bzw. »übersetzt« zugänglich und können nicht von ihrer kulturell geformten Vermittlung abgelöst werden. Die Prozesse, in denen Bedeutungen geschaffen werden, sind ebenso integraler Bestandteil dessen, was »Emotionen« sind, wie die Bedeutungen selbst.

Emotionen sind somit ein genuin kulturwissenschaftliches Thema: an der Grenze zwischen kultureller Bedingtheit und Anthropologie, an der Grenze zwischen Physis und Psyche, an der Schnittstelle zwischen den Disziplinen. Gerade angesichts der oft problematischen Vereinfachung (in) der Vielfalt geht es uns um eine kulturwissenschaftliche Annäherung an das Thema, die wir explizit als historisch kontextualisierend verstehen. Ziel dieses Heftes ist daher die Auseinandersetzung mit den kulturwissenschaftlichen Möglichkeiten, »Emotionen« zu kontextualisieren und zu historisieren. Unterschiedliches Quellenmaterial lässt sich daraufhin befragen, wie Emotionen Ausdruck verliehen wird und wie die Weisen, Emotionen zu empfinden, eingeübt werden. Hier geht es also um kulturelle Modelle und Muster, die nicht starr sind, sondern in ihrem sozialen Gebrauch »verkörpert«, aber auch gestaltet und verändert werden und die damit ihrerseits beeinflussen, was und *wie* wahrgenommen und empfunden wird. Unser Frageinteresse gilt daher weniger dem Verhältnis von Emotion und Vernunft oder dem Verhältnis von Körper und Psyche etc., sondern den Bedingungen und

Modi, unter denen bzw. mittels derer diese Beziehungen in unterschiedlichen Epochen, Orten, Kulturen und Disziplinen geschaffen und interpretiert wurden.

Der Hauptteil des Heftes wird sich dem Gegenstand demgemäß aus disziplinenübergreifender, jedoch schwerpunktmäßig kulturwissenschaftlicher Perspektive widmen. Eine solche Annäherung kann selbstverständlich nur exemplarisch erfolgen. Dies gilt umso mehr, als die Beschäftigung mit dem Thema trotz seiner aktuellen Sichtbarkeit auch in den Kulturwissenschaften zumindest bis in die 1980er Jahre zurückreicht (vgl. z.B. Luhmann) und in den vergangenen Jahren nahezu jede einzelne auch nur der kulturwissenschaftlichen Disziplinen ganze Kompendien an diesbezüglicher Forschungsliteratur hervorgebracht hat. Dazu kommt eine Fülle neuer fachspezifischer und fachübergreifender Publikationsorgane, wie etwa das seit 2009 bestehende interdisziplinäre Journal *Emotion Review*². Dennoch scheint eine umfassende Konzeptionalisierung dessen, was »Emotionen« sind, bzw. welche Bedeutung ihnen für das menschliche (Er-)Leben zukommt, im Vergleich mit anderen sozialen und analytischen Kategorien in den meisten Fächern noch am Beginn zu stehen.

Das beginnt schon bei den Begriffen. Auch hier herrscht eine verwirrende Unübersichtlichkeit auf verschiedenen Ebenen: Affekt, Emotion, Leidenschaft, Gefühl werden unterschiedlich semantisiert, nicht nur in den verschiedenen wissenschaftlichen Disziplinen, sondern auch in den unterschiedlichen Sprachen, nochmals differenziert in je spezifische Alltags- und Fachdiskurse. Hier kann eine historische Herangehensweise hilfreich sein, um etwa zu zeigen, dass der Begriff Affekt ursprünglich die lateinische Übersetzung des griechischen *pathé* (Sg. *pathos*) bedeutet und bis in die Frühe Neuzeit immer parallel zu *passiones* im Sinn von Leidenschaften oder Gemütsbewegungen gebraucht und anders als heute semantisiert worden ist. Das deutsche Wort Gefühl hingegen ist rezent und erst ab dem 18. Jahrhundert gebräuchlich. Nun werden aber Emotionen eben auch in unterschiedlichen Sprachen verschieden bezeichnet beziehungsweise zwischen ihnen unterschiedlich übersetzt. Allein Damasio Begriffe *emotions* und *feelings* wurden in den deutschen Übersetzungen seiner frühen Schriften (Damasio 1994) mit Gefühl und Empfindung und später (Damasio 1999) mit Emotion und Gefühl wiedergegeben, sodass nun derselbe deutsche Begriff Gefühl eine jeweils andere Entsprechung im englischen Original hat (Weigel 2004:150). Begriffe sind bedeutungsgesättigt und müssen daher auf ihre jeweilige Genese hin befragt werden. Unsere Fragestellung lautet daher nicht: Was sind Emotionen im Unterschied zu Affekten und Gefühlen, sondern was bedeuten diese Begriffe in einem bestimmten zeit-räumlichen, sprachlichen und sozio-kulturellen Kontext, und wie und warum haben sich die Bedeutungen desselben Begriffs verändert? Wir benutzen dabei die Begriffe Emotionen und Affekte als offene »Arbeitsbehelfe« – Ersteren, weil er sich in verschiedenen Wissensdiskursen unterschiedlicher Sprachen etabliert hat und daher als Übersetzungswerkzeug

2 <http://emr.sagepub.com/content/voll/issue1/>.

am besten geeignet erscheint; Letzteren, weil er in historischen Quellen des europäischen Sprachraumes seit der Antike die größte Rolle spielt.

Was fehlt, und was auch dieses Heft nicht leisten kann, ist eine Geschichte der Diskurse und Repräsentationen von Emotionen. Gemeint ist keine »Psychohistorie«, denn was Menschen in vergangenen Zeiten tatsächlich gefühlt haben, entzieht sich unserem direkten Zugang ebenso wie das, was sie heute »wirklich« bewegt. Erforschen aber können wir, wie sich die Vorstellungen von Emotionen, ihre Bewertungen, die Konzepte über den Zusammenhang von Körper und Psyche und deren Begründungen verändert haben. Der Umgang mit Emotionen ist nicht zuletzt prägend für das Selbstverständnis einer Kultur: Bejahung, Moralisierung, Disziplinierung, radikale Abwertung oder analytische Ergründung. Es ist beispielsweise aufschlussreich zu wissen, dass es bereits in der Antike unterschiedliche Konzepte und Wertungen der Affekte gab. Der skeptischen Abwertung von Platon und der Stoa stand Aristoteles gegenüber. Ausgehend von Platon und der Stoa wurden Affekte in der christlichen Theologie weitgehend moralisiert. Basale Emotionen/Triebe wurden zu Todsünden erklärt wie etwa *accidia* (Trägheit) und ihre Nähe zur Melancholie oder *luxuria* (Wollust), ursprünglich sogar die Furcht, da sie von mangelndem Gottesglauben zeugte. Allein während des europäischen Mittelalters lässt sich raum-, zeit- und milieuspezifisch eine Vielfalt an unterschiedlichen emotionalen Kulturen beobachten (Rosenwein 2006). In den dominanten wissenschaftlichen Diskursen des 17. Jahrhunderts gewinnt allmählich die Philosophie gegenüber der Theologie die Deutungshoheit, und mit Personen wie Descartes, Spinoza, Malbranche, Hobbes u.a. geht es nun um ein Affekt-Wissen, um eine Analyse der Emotionen (Campe 1990; James 2003). Erst im 18. Jahrhundert wird infolge der Spaltung von Körper und Seele das Wort Gefühl (*sensibilité*) und damit ein neues Gefühls-Dispositiv »erfunden« und gegen die (ungezügelter) Leidenschaften abgesetzt (Weigel 2004; Scheer 2001). Wie so oft, ermöglicht der Blick in die Geschichte eine distanziertere Reflexion der eigenen Gegenwart und der Frage nach unserem aktuellen Zugang zum Feld der Emotionen.

Eines der Postulate der Kulturwissenschaften ist eine inter- und transdisziplinäre Perspektive. Allein der Wechsel der Zuständigkeit bezüglich der Definitionsmacht über die Emotionen ist aufschlussreich: Waren die Leitwissenschaften in der europäischen Geschichte lange Zeit Philosophie, Rhetorik, Theologie und Medizin, sind es heute die Psychologie und allen voran die Neurowissenschaften. Inter- und Transdisziplinariät genügen aber nicht. Notwendig ist eine Reflexion über die Diskursmuster, das *framing* der jeweiligen Disziplin. Die *topoi*, von wo aus, von welchen Disziplinen oder Feldern über Emotionen gesprochen wird, sind von zentraler Bedeutung und bislang in ihren Interaktionen wenig untersucht. Es ist einleuchtend, dass ein theologischer, philosophischer oder ästhetischer Diskurs über Affekte diesen gegenüber ganz anders, nämlich normativ, disziplinierend und oft auch moralisierend eingestellt ist im Unterschied zu Äußerungen in der Kunst, der Dichtung oder der Musik. In künstlerischen Medien werden Emotionen oft in all ihrer Widersprüchlichkeit, Intensität und Lust

performativ aufgeführt bzw. repräsentiert und evoziert und entfernen sich so von den abstrakten ideologischen Konzepten, auf denen sie basieren (Bachorski 1991; Hammer-Tugendhat 2009). Die Forschung, auch zur Literatur und Kunst, neigt jedoch dazu, bei der Einschätzung der Affekte primär von normativen Quellen auszugehen und ästhetische Produkte durch diese zu interpretieren, anstatt das Spektrum an Ambivalenz und Widersprüchen zu registrieren, das sich durch die vielfältigen Artikulationen ergibt.

In der historischen Forschung gilt es, die Vernetzungen unterschiedlicher Quellen, vor allem aber auch die widersprüchlichen Auffassungen von Emotionen zum Thema zu machen, ebenso wie die Bedeutung der Narrativität historischer Quellen wie der Darstellungen für die vielfältigen Konstruktionen von Wirklichkeit. So sind in persönlichen Aufzeichnungen, die keinem literarischen Kanon genügen müssen, trotz des gesellschaftlichen Kontextes alternative Akzente möglich, wie der Beitrag von Nina Verheyen zum Thema Vaterliebe im 19. Jahrhundert zeigt. Aber auch innerhalb eines Mediums, etwa der Literatur, gibt es zeitgleich durchaus eine Variationsbreite bezüglich der Darstellung und damit der Interpretation von Emotionen, wie die Mediävistin Annette Gerok-Reiter am Beispiel von Angst demonstriert. Gerok-Reiter stellt in ihrem Beitrag die methodische Debatte um das Verhältnis von Text und Kontext zwischen Literatur- und Kulturwissenschaft prinzipiell zur Diskussion. Ausgerechnet bei der Fotografie kann gezeigt werden, dass sie mitnichten ein neutrales mimetisches Medium ist, sondern eine Evokation von Affekten und in der Folge deren Regulierung mit weitreichenden Konsequenzen bewirkt. Das Material von Katharina Sykora ist in jeder Hinsicht extrem: Es handelt sich um Fotografien, die auf sehr unterschiedliche Weise Tote repräsentieren. Obwohl somit keine Emotionen repräsentiert werden (Tote haben keine Gefühle), generieren die Bilder heftige Affekte. Die Auslösung von Emotionen ist vielleicht in wenigen Medien so stark wie in der Musik. Trotz der eminenten Bedeutung von Musik in der europäischen Kultur ist dieses Medium selten Thema innerhalb der fachübergreifenden Kulturwissenschaften. Jan Assmann zeigt in seinem Beitrag, dass und wie die Barockoper (insbesondere Händel) zu dem »Emotions-Medium« par excellence geworden ist und dies in mimetischer, expressiver und generativer Weise. Diese Verbindung von Musik, Sprache und szenischer Aktion verbindet die Oper mit dem Film, der gegenwärtig ebenfalls als eines der affektintensivsten Medien gelten kann. Entgegen aktuellen Vorwürfen und Verkennungen zeigt schließlich Marie-Luise Angerer, dass es kaum eine andere Disziplin gibt, die sich wissenschaftlich so intensiv und differenziert mit Affekten auseinandersetzt wie die Psychoanalyse. Freud und Lacan taten dies allerdings in der Erkenntnis, dass Affekte sich nie unmittelbar zeigen, sondern nur in Verdrängungen und Verschiebungen repräsentiert sind.

Um die Frage nach der Möglichkeit der (Un-)Mittelbarkeit von Affekten geht es auch in der prinzipiellen Auseinandersetzung mit den Arbeits- und Darstellungsweisen der sogenannten »Naturwissenschaften«. Aufgrund der Komplexität des Themas »Emotionen« an der Schnittstelle zwischen unterschiedlichen wis-

senschaftlichen Disziplinen soll der Debattenteil für die Zugänge und Perspektiven Letzterer und eine Diskussion mit KulturwissenschaftlerInnen geöffnet werden. Hier soll nicht zuletzt darüber diskutiert werden, ob und wie die Dichotomie der scheinbar so unterschiedlichen »Wissenskulturen« produktiv in Frage gestellt werden kann und welche Möglichkeiten eines Dialogs über die Fachgrenzen hinweg sich daraus ergeben könnten. Haben die »Naturwissenschaftler« einen direkteren Zugang zu einer physischen oder psychischen Wirklichkeit? Können sie Emotionen besser fassen, messen und darstellen? Einen Versuch einer Auseinandersetzung mit diesen komplexen Fragen möchte das Heft wieder anhand eines konkreten Fallbeispiels zum Thema »Halluzinogene« bieten, das von mehreren Wissenschaftlern zwischen Neurowissenschaften, Psychopharmakologie, Wissenschaftsgeschichte und Sprachwissenschaften teilweise kontroversiell debattiert wird. Deutlich wird dabei vor allem, dass es im Rahmen heterogener naturwissenschaftlicher Zugangsweisen ebenfalls immer um die Kontextualisierung ganz bestimmter zu untersuchender Phänomene geht und diese ebenso wie ihre Ergebnisse – wie in den Kulturwissenschaften auch – von der Fragestellung ebenso wie von den konkreten Forschungsinteressen, das heißt vom historischen Ort der Wissenssubjekte und -objekte, (mit) abhängig sind.

Literatur

- Angerer, Marie-Luise (2007): *Vom Begehren nach dem Affekt*. Zürich/Berlin: Diaphanes.
- Bachorski, Hans-Jürgen (1991): Diskursfeld Ehe. Schreibweisen und thematische Setzungen. In: ders. (Hg.): *Ordnung und Lust. Bilder von Liebe, Ehe und Sexualität in Spätmittelalter und Früher Neuzeit*. Trier: Wiss. Verlag, 512-545.
- Campe, Rüdiger (1990): *Affekt und Ausdruck. Zur Umwandlung der literarischen Rede im 17. und 18. Jahrhundert*. Tübingen: Niemeyer.
- Damasio, Antonio R. (1994): *Descartes' Error. Emotion, Reason and the Human Brain*. New York: Putnam.
- Damasio, Antonio R. (1999): *The Feeling of What Happens. Body and Emotion in the Making of Consciousness*. New York: Harcourt Brace (dt. (2000): *Ich fühle, also bin ich*. München: List).
- Flick, Sabine und Annabelle Hornung (Hg.) (2009): *Emotionen in Geschlechterverhältnissen. Affektregulierung und Gefühlsinszenierung im historischen Wandel*. Bielefeld: transcript.
- Freedberg, David (2008): Empathy, Motion and Emotion. In: Herding, Klaus und Antje Krause-Wahl (Hg.): *Wie sich Gefühle Ausdruck verschaffen. Emotionen in Nahsicht*. Taunusstein: Driesen, 17-51.
- Hammer-Tugendhat, Daniela (2009): Affekt/Emotion/Imagination. In: dies.: *Das Sichtbare und das Unsichtbare. Zur holländischen Malerei des 17. Jahrhunderts*. Köln/Weimar/Wien: Böhlau, 259-299.

- James, Susan (2003): *Passion and Action. The Emotions in Seventeenth-Century Philosophy*. Oxford: Clarendon Press.
- Lutter, Christina (2010): *Zwischen Hof und Kloster. Kulturelle Gemeinschaften im mittelalterlichen Österreich*. Wien: Böhlau.
- Rosenwein, Barbara (2006): *Emotional Communities in the Early Middle Ages*. Ithaca: Cornell University Press.
- Scheer, Brigitte (2001): Gefühl. In: Barck, Karl-Heinz u. a. (Hg): *Ästhetische Grundbegriffe*, 2. Stuttgart/Weimar: Metzler, 629-660.
- Scott, Joan (1991): The Evidence of Experience. In: *Critical Inquiry* 17, 773-797.
- Weigel, Sigrid (2004): Pathos – Passion – Gefühl. Schauplätze affekttheoretischer Verhandlungen in Kultur- und Wissenschaftsgeschichte. In: dies.: *Literatur als Voraussetzung der Kulturgeschichte. Schauplätze von Shakespeare bis Benjamin*. München: Fink, 147-172.